



Schwarzwälder Sonntagsblatt

Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nr. 29

Anzeigenpreis: Die einpaltige Seite 20 Pf., die Reklamezeile 50 Pf.

Altensteig, Sonntag den 18. Juli

Bezugspreis im Monat 50 Pfennig
Die Einzelnummer . . 15 Pfennig

1926

Sonntagsgedanken.

„Es gehört zum guten Ton, immer voll freudigen Lebens zu scheinen“, las ich einmal in einer Zeitung. Kann es wirklich „guter Ton“ sein, etwas scheinen zu wollen, was man nicht ist? — Der gute Ton ist, recht verstanden, gar nichts mühsam Gemachtes und Unnatürliches, sondern der notwendige Abstand vom Nebenmenschen, den — bald kleiner, bald größer — einzubalten uns Rücksicht oder Ehrfurcht gebieten sollten. Es ist nicht guter Ton, jemand nach seinen persönlichen Angelegenheiten auszufragen, auch wenn man wirklich warmes Interesse für ihn hat. Es ist auch nicht guter Ton, die andern mit den eigenen Sorgen und Verstimnungen zu überschütten, und wenn es einem noch so schwer ums Herz ist. Nur bei ganz nahestehenden Vertrauensverhältnissen ist das gerechtfertigt. Sonst aber können die Menschen erwarten, daß wir sie nicht belasten mit traurigen Dingen, die sie nichts angehen; sie sind doch gewöhnlich selber schon genug belastet. Und einem feineren Gefühl ist es ungeschriebenes Gebot, d. h. eben Regel des guten Tons, bei jeder Begegnung womöglich etwas zu geben, sei es auch nur ein freundliches Wortlein, das einen vielleicht recht sonnenhangrigen Menschen ein wenig aufheitert. Sieht es dabei im eigenen Herzen gerade nicht sonnig aus, so ist es gewiß nicht schlimm, trotzdem „voll freudigen Lebens zu scheinen“; man möchte fast sagen: es ist um so besser. P. St.

Volksgemeinschaft

Mit allen Kräften seinen Beruf erfüllen und sich zugleich verflochten sehen dem Leben seines Volkes, — das heißt lautsbürgerliche Bildung. Walter Classen.

Jeder Stand ist falsch gestellt, der zu Druck und Verachtung des andern führt, und hat eine falsche und schädliche Gewalt, wenn er Druck und Verachtung gegen andere üben kann. Stein.

Wir müssen uns bewußt werden und bleiben, daß wir Glieder sind, Glieder des Volksganges, daß wir als einzelne nur leben und gedeihen können, wenn wir als Glieder leben, daß das Verhängnis unseres persönlichen Lebens, das uns verkommen, erstarben und verweisen läßt, nur darin besteht, daß in uns der Sonderungsdrang stärker ist als die Anziehungskraft der Gemeinschaft. Joh. Müller.

Wandern und Jagen zur Arbeit.

Wie mag es wohl vor Tausenden von Jahren in unserer deutschen Heimat ausgesehen haben? Wohl jedermann ist gespannt, auf diese Frage eine möglichst wahrheitsgetreue Antwort zu erhalten. Eine solche ist neuentens erfolgt durch die Veröffentlichung des Buches „Frühstein der Kultur“ von Johannes Ledroit. Der Verfasser hat vorgeschichtliche Forschung und vergleichende Völkerkunde in seinen Dienst gestellt und ein wirklich lebenswarmes und gehaltenreiches Volks- und Landschaftsbild verschollener Geschichtsperioden zu geistigem Dasein erweckt. Kamentlich die Jugend wird diesen Erzählungen mit klopfenden Pulsen folgen. Ledroit beginnt das neunte Buchkapitel, das er als Probe wiedergibt, mit obiger Ueberschrift.

Wunderbarer Spätberst hat im Urwald des Taunus eingelebt. Auf einer stillen Wiege, hinter der sich höher als ein Kirchturm schroff und heil ein mächtiger Felsrücken aus hartem Quarzitt erhebt — jetzt heißt er grauer Stein — glühen und blühen im milden Scheine der Herbstsonne die letzten Blumen, Uralte Eichen, deren Laub sich zu tiefen Farben beginnt, umsäumen das Wiesentüchel mit seiner klaren, kräftig sprudelnden Quelle.

Da knitterts und knatterts im Unterholz, das die Wiege umsäumt, und heraus tritt Holz und majestätisch der König des Urwaldes, ein Riesenhirsch. So groß wie ein Pferd ist er, kräftig und schlank zugleich. Auf dem Haupte trägt er ein mächtiges Schaufelgeweih, das weiter

lästert, als ein Mensch die Arme ausspannen kann. Man begreift nicht, wie der im Vergleich dazu zierliche Kopf das massige Geweih tragen kann.

Hinter dem Hirsch erscheinen eine Anzahl weiblicher Tiere; sie wollen alle zur Tränke. Ehe das stolze Tier sich zum Wasser beugt, erhebt es seinen Kopf und stößt den heiseren Hirschlaut aus, der ganz entfernt an das Bellen eines großen Hundes erinnert. Der Wald nimmt den Schrei auf und gibt ihn im Echo zurück. Nun tönt aus dem Walde der Schrei eines andern Hirschkes. Das Tier hebt die Rippen und spitzt die Ohren, schreit noch einmal kräftig. Der Laut aus dem Walde kommt näher und näher. Wie zornig zum Kampfe lodend, klingt das Hin und Her der beiden Schreier.

Ganz nahe ist jetzt der Widerlaut, das Gestrüpp öffnet sich, und heraus tritt der andere Hirsch, fast ebenso groß und kräftig wie der erste; er stellt sich zum Kampfe um die Tiere des Rudels, will ihr Gebieter werden. Der erste Hirsch nimmt bereitwillig den Kampf auf. Beide Tiere senken das Haupt mit dem mächtigen Geweih und rennen einander an. Heftig prallen sie aufeinander, man meint, die Geweihe müßten splittern. Keinem gelingt dabei, den Gegner zum Falle zu bringen. Jeder sucht seinem Gegner sein Geweih in die Flanken zu rennen, doch sie weichen beide so geschickt aus, daß es weiter als zu Schrammen vorerst nicht kommt. Unaufhörlich schlagen die Geweihe rasselnd aneinander, die Hüfte der Kämpfer zerstampfen den zarten Wiesenteppich, und schauerlich gibt das Echo das Klatschen und Ratschen der Geweihschläge wieder.

Ermattet gehen die Hirsche auseinander und verschlaufen ein wenig, dann rennen sie einander wieder an. Der eine am Leibe verwundete Hirsch stürzt, und flugs packt ihn sein Gegner, ihm sein furchtbares Geweih in die Flanken zu stoßen. Tödlich getroffen sinkt dieser zurück. Stolz reckt sich der Sieger auf und läßt wie eine Siegesfanfare seinen Schrei ertönen.

Da erhebt sich auf einmal vom Walde her wildes Geschrei, laut tönen die Rufe durcheinander: Hallo! huff! harro! hassa! holla! Erschreckt flieht das Rudel, ein kleines Jögern, und ihm folgt der Sieger, im Dickicht des Waldes Schutz suchend vor der unbekanntem drohenden Gefahr zu suchen. Der sterbende Hirsch liegt allein auf der Wiege. Vom Walde her stürzen mit Bogen, Pfeil und Keulen bewaffnete Männer, nackt, nur mit einem Lendenschurz aus Tierfell bekleidet. Schmerzhaft und angstfüllt blickt das weidwunde Tier auf und versucht, sich aufzurichten, vergebens, es fällt wieder zurück. Voll Freude sehen dies die Männer und eilen herzu, das sterbende Tier mit ihren Knütteln zu erschlagen. Frohe Jubellaute stoßen sie aus, als das Tier erlegt ist, und frohe Jubelschreie antworten ihnen vom Walde her.

Frauen und Kinder eilen aus dem Walde und umspringen jubelnd das getötete Tier. Es sind kräftige untersekte Gestalten mit wildem Gesichtsausdruck, letzterer bedingt durch die vorpringende Mundpartie, die flache Stirn und die Knochenwülste unter den dichten Augenbrauen. Sie gleichen von heutigen Völkern am meisten den Australnegern. Die Farbe ihrer Haut ist vom Wetter gebräunt. Außer einem Lendenschurz aus Tierfellen tragen auch die Frauen keine Kleidung. Die Kinder gehen alle nackt. Das lange Haar der Männer fällt in Strähnen vom Haupte, die Frauen tragen ihr noch längeres Haar in zahlreichen Flechten. Fast alle Männer sind mit Bogen und Pfeilen, die sie in einem Fellsad auf dem Rücken tragen, sowie Keulen oder Holzlanzen bewaffnet; Pfeile und Bogen sind aus hartem Holz. Einige Frauen tragen in Fellsäcken ihre kleinen Kinder, andere haben Lasten, die Steinwerkzeuge und Mundvorrat enthalten, auf dem Kopfe. Die Männer machen sich sofort an das Ausweiden und Enthäuten des Hirschkes. Hierzu bedienen sie sich ihrer Faustkeile, deren jeder einen in einer Falte seines Lendenschurzes als Waffe und Werkzeug bei sich trägt. Es waren dies mandelförmig zugeschlagnene Feuersteine oder Opale und Quarzite, die bequem in der Hand ruhten und sich gleich gut zum Stechen, Schlagen und Schneiden eigneten.

Eben ziehen zwei Männer die Haut des Hirschkes am Bauche an und ein dritter kößt ein Loch hinein, dieses durch Schneiden dann erweiternd, so daß die andern bald das Fell beiseite schieben können, um den Leib des Tieres zu öffnen und die Eingeweide herauszunehmen. Das Blut fangen sie mit Kürbisshalen auf, welche die Frauen ihren Lastsäcken entnehmen.

Inzwischen haben Frauen und Kinder aus dem Walde Heu und Reisigholz geholt und dies zu einem kleinen Scheiterhaufen aufgeschapelt. Einer der Männer holt ein Grasbüchel herbei, das er mitgebracht hatte, öffnet es, bläst hinein, legt trockenes Heu hinzu, und bald gibts Rauch und Feuer, das zum Zünden des Holzstapels dient. Es sind einige Keste des Feuers vom letzten Lagerplatz, die man sorgfältig in frischem Gras geborgen hatte. Wir erleben ja ähnliche Zündungen noch heute oft bei untern Feuern auf dem Felde. Unter den frischen grünen Partien glimmt das Feuer zuweilen tagelang, um auf einmal aufzulodern.

Sie hatten da unten in der Gegend der Rheinecke beim heutigen Bingen auf einer Rheininsel seither friedlich gehaust, waren aber in der letzten Zeit durch eine Säbellege sehr beunruhigt worden. Eine Frau und ein Kind waren ihr zum Opfer gefallen, drum gingen sie, sich eine gastlichere Stätte zu suchen. Der im Kampfe gefallene Hirsch war ihnen bei ihrer Wanderschaft natürlich eine willkommene Beute. Eben spielen die Frauen die ihnen von den Männern gereichten Eingeweide des Hirschkes auf, um sie am Feuer zu braten; das Blut in den Kürbisshalen stellen sie vorsichtig ans Feuer, damit es gerinne.

Aufmerksam, voll Ehbegierde, sehen die Kinder am Feuer. Die Männer aber mühen sich, das riesige Tier zu enthäuten. Eben sind sie damit fertig, man setzt sich zum Mahle. Die Männer zerlegen alles mit ihren Faustkeilen und geben die Stücke Frauen und Kindern, die beim Essen sich der Hände und Zähne eifrig bedienen. Gewürzt wird das Fleisch mit Asche.

Nach dem Mahle gehen Frauen und Kinder in den Wald, dort Beeren, andere Früchte, Wurzeln und Pilze für das Mahl am Abend zu suchen. Auf einmal stürzen ein paar Knaben Schredenslaute ausstößend herbei; die Männer horchen auf, rufen angstvoll nach den Frauen und eilen mit diesen nach dem Walde, dabei ihre Bogen schußbereit vor sich haltend und ständig spähend.

Tiefe Stille herrscht mit einmal auf der seither so belebten Wiege. Da knatterts wieder in den Zweigen weitwärts, und der häßliche Kopf eines Tieres mit zwei säbelartig gebogenen mächtigen Hauern kommt zum Vorschein. Seine Blicke sind auf den erlegten Hirsch gerichtet, vorsichtig späht es nach allen Seiten, dann tritt es aus dem Dickicht; es ist eine sog. Säbellege, etwas größer als ein Löwe, aber durch ihre Säbelzähne furchtbarer als dieser. Vorsichtig sich duckend, schleicht sie nach dem Hirsche zu, um sich zuletzt in mächtigem Sprunge auf diesen zu stürzen. Gierig reißt sie dann mit ihren Säbelzähnen das Tier auseinander und verschlingt in Eile soviel Fleisch als sie kann, darüber ihre Umgebung ganz vergessend.

Plötzlich erschallt ein Rauschen und Poltern, ein mächtiger Felsblock stürzt auf die fressende Rahe. Sie will aufspringen, den Gegner zu fassen, sinkt aber zurück, das Rückgrat ist ihr zertrümmert. Wütendes Brüllen erschüttert die Luft, Freudenschreie antworten oben vom Fels. Während das Tier in seiner Fressgier seine Umgebung ganz vergaß, waren die mutigen Männer auf den Fels geklettert, um von dort einen Felsblock, der locher lag, auf ihren Todfeind zu schleudern. Der hatte sein Ziel getroffen. Die Männer sehen dies wohl und kommen wieder herunter.

Im Wald

Im Wald, im hellen Sonnenschein,
Wenn alle Knospen springen,
Da möcht' ich gerne mittendrin eins fingen.
Wie mir zumut in Leid und Lust,
Im Wachen und im Träumen,
Das kimm' ich an, aus voller Brust
Den Bäumen.

Freiburg i. Br., Herder. Gebunden in Leinwand Mark 4.80.
Zu haben in der W. Rieterschen Buchhandlung Altensteig.

Sonntagsfee

Gedicht von Lulu v. Strauß und Tornen

Laß ihn da draußen nur gehen und hasten
Den armen Alltag mit staubigen Schuh'n,
Und sich grämlich schleppen mit Sorgenlasten,
Und den Tag mit allerlei Nichts vertun.
Nur laß ihn nicht in die Seele herein!
Im tiefsten Grunde der Seele,
Da soll es immer nur Sonntag sein!
Lachend Rosen der Freude, ranken
Mit roten Blüten sich dann ums Tor
Und die weißen Lilien der Lichtgedanken,
Die blüh'n aus schweigendem Grund empor
Und der Friede steht lächelnd im Sonnenschein
Und wehrt mit heiligen Händen:
Geh' nur vorüber! Nicht hier herein!
Im tiefsten Grunde der Seele,
Da soll es immer nur Sonntag sein!

Der verlorene Ring

Von L. G. Otta

Hans hatte wieder einmal kein Geld. Er sah in seinem Stammtafel und lässig in der Zeitung blätternd, überlegte er, wie er am schnellsten zu einer Einnahme kommen könnte. Sein letzter Zwanzigmarkschein mußte heute angebrochen werden und wie schnell ist der weg.

Ohne ein bestimmtes Ziel überflog er die Inseratenpappe da blieb auf einmal sein Auge in der Rubrik „Gesunden“ auf einem Inserat haften: Gesunden am Brandenburger Tor echter Brillantring mit erbsengroßem Stein. Abzuholen Kettner, Berner Hotel, Zimmer 28.

Hans las das Inserat immer wieder. Eine Note überzog sein Gesicht und auf einmal hatte er einen Gedanken gefaßt.

Er zahlte und ging nach dem Berner Hotel, Zimmer 28. Verlegen blieb er zuerst vor der Tür stehen, dann gab er sich jedoch einen Ruck und klopfte an: „Herein!“ tönte es von drinnen.

Hans rief sich nun vollends zusammen und ging hinein. Am Schreibtisch sah ein Herr, der sich ihm als Kettner vorstellte.

„Ich habe das ganz besondere Vergnügen“, hob Hans an, „vor dem Findex meines Brillantringes zu stehen und bin sehr erfreut, daß es in der Großstadt noch ehrliche Leute gibt.“

„So, Sie sind der Inhaber des Brillantringes“, erwiderte Herr Kettner, „nun, Sie werden gestatten, bevor ich Ihnen den Ring aushändige, daß ich einige Fragen an Sie richte.“

„Gewiß.“

„Wo haben Sie den Ring verloren?“
Hans überlegte. Wie naive diese Frage, dachte er bei sich; es stand ja im Inserat.

„Ganz in der Nähe des Brandenburger Tores“, antwortete er prompt.

„Und wie groß war der Brillant“, fragte er weiter.
Dieselbe naive Frage, dachte Hans. Was gibt es doch für einfältige Leute!

„Der Stein war ungefähr so groß wie eine Erbse“, antwortete er.

Darauf griff Herr Kettner in seine Westentasche und holte einen Brillantring heraus.

„Ist es dieser hier?“ fragte er.

„Jawohl, ganz recht, dieser ist es“, antwortete Hans schlagfertig.

„Nun gut, mein Herr, nach allem sehe ich, daß Sie der wahre Besitzer des Ringes sind. Hier ist Ihr Eigentum zurück.“ Damit überreichte er dem vor Glück strahlenden Hans den Ring.

Seine baten Auslagen sind etwa acht Mark, was 's andere, der Findexlohn, anbelangt, so überlasse ich das Ihnen.

„Mein Herr“, erwiderte Hans nun etwas schüchtern, „ich habe momentan nur 18 Mk. bei mir.“ Er kratzte den Rest seines Zwanzigmarkscheines zusammen — „hier sind sie, aber Sie dürfen überzeugt sein, daß ich in einer halben Stunde wieder vorbeikomme und Ihnen hundert Mark als Findexlohn bringe.“

„Schon gut, ich bin vollkommen überzeugt, von Ihrer Ehrlichkeit“, sagte Herr Kettner.

Damit verabschiedete sich Hans. Sein Herz sprang vor Freude. Eben war er noch so gut wie bettelarm, und jetzt Besitzer eines Brillantringes! Nun war er ja aller Sorgen für die Zukunft enthoben! Froh schlenderte Hans die Straße entlang. Vor einem Gold- und Juweliergeschäft blieb er stehen. „Ankauf von Schmuckstücken aller Art zu höchsten Preisen“, stand auf dem Schild.

„Wie wäre es, wenn ich den Ring gleich in Geld umsetze?“

Hans betrat den Laden des Juweliers.

„Sie wünschen, mein Herr?“ fragte der Inhaber.

„Ich möchte ein altes Erbstück meines Onkels verkaufen, diesen Brillantring hier, bitte.“

Hans überreichte dem Juwelier den Ring.

Der betrachtete ihn aufmerksam mit der Lupe. Dann goh er ein Tröpfchen aus einer Flasche darauf. Kopfschüttelnd reichte der Juwelier den Ring zurück. „Ganz gewöhnliche Dudenware, allerdings täuschend nachgeahmt.“

Hans war wie vom Donner gerührt. „Nein, das konnte nicht sein. Es wäre das Erbstück meines Onkels. Dabel blieb er.“

„Sie irren sich, antwortete der Juwelier ruhig, „von diesen Ringen kann ich Ihnen das Duzend für zehn Mark besorgen.“

Langsam ging Hans aus dem Laden.
Zur selben Minute verließ ein Herr das Zimmer 28 im Berner Hotel.

Herr Kettner. Er rief sich vergnügt die Hände. Das war nun schon der erste, der sich als Besitzer sein Brillantringes ausgab! dachte er. Das Geschäft hat sich gelohnt. „Seht werde ich es aber in einer anderen Stadt versuchen!“

Bergtour zum Säntis.

Von Adolf Reuter

Ein klarer Julitag blaut über dem Bodensee. Die Möven, von ihrem Brutgeschäft an den kleinen Moorseen zurückgekehrt, hocken müde und schlüfrig auf der Nese. Sie klinseln in den Tag, als ob ihnen zu warm wäre. Weiß schimmert Schloß Monfort im Sonnenglanz. Drüben über dem See zieht elegant ein Dornier-Delphin hoch in den Lüften seine Kreise. Segelboote schleichen träge mit schlaffen Segeln über das Wasser und in der Ferne, Bregenz zu, durchschneidet ein Dampfer, eine lange Rauchschmoke hinter sich herziehend, die Fluten des Sees. Feiner Nebeldunst lagert über den Bergen. Freschen, drei Schwestern, Ramor, Hoher Rast, Altman und Säntis weihen darüber ins Schwabenland, trotz des Sommers teilweise mit Schnee bedeckt. Dem Säntis gilt heute unser Sehnen.

Zu Bieren stehen wir, den Rucksack voll gepackt mit Proviant, den treuen Bergstock in der Hand und warten auf den Dampfer, der uns nach Romanshorn bringen soll. Elegante Stüher, modern aufgetatete Bergkrieger, den unentbehrlichen Eispickel als Spazierstock mit sich tragend, stehen herum und begaffen unsere verbeinten Stiefel, als wollten sie uns bemitleiden, daß wir solche Klöße mit uns herum-schleppen müssen. Nach drei Viertelstunden herrlicher Ueberfahrt betreten wir Schweizer Boden. Beim Völen der Jahr-larten gab es die erste Enttäuschung. 8 Mark für die kurze Strecke nach Wasserzauen und zurück ist ein schwerer Schlag für unjeren magern Geldbeutel. Doch was schadet, es ist doch alles vergänglich, am meisten das Geld.

St. Gallen, eine schöne interessante Stadt ist unser erster Aufenthalt. Ein weltberühmtes Kloster mit wunderbarer Kirche, viele alte Häuser mit interessanten Malereien fesseln unser Interesse. Wie wohl nirgends in Deutschland blüht hier das Bankwesen, denn in jeder Straße findet man Banken, Wechselstuben und andere Geldinstitute. Man merkt, daß die Schweiz international ist. Nach kurzem Aufenthalt geht es mit der Appenzeller Bergbahn den Bergen entgegen. Die Bahn ist meist Zahnradstrecke. Sie klettert in Supentinen am Berghang entlang und kurz nach St. Gallen durch-fahren wir die engste Kurve, die eine Eisenbahn in Europa durchfährt. Der Blick auf das im Tallesel liegende St. Gallen ist herrlich und erinnert sehr an Stuttgart.

Landwirtschaft gibt es hier nicht. So weit das Auge reicht an den Berghängen Almen, auf denen das Vieh weidet. Näher und näher rücken die Berge. Herrliche Täler tun sich auf und frohe Erwartung erfüllt uns. Was bringen wohl die nächsten Stunden? In Appenzell sind wir schon dicht unter den Bergen. Nach zwanzig Minuten Fahrt mit der Straßenbahn und Wasserzauen, unser erstes Ziel, ist erreicht.

Ein kräftiger Imbiß ist das Gegebene und so wird bei einem Glas Milch ordentlich geoesperrt, um für den ersten Aufstieg gekürzt zu sein. Gleich nach der Endstation führt der Weg durch Almen hindurch steil bergan. Schwer drückt der Schnurfer; der Bergstock kommt zu seinem Recht. Nach kurzem Aufstieg liegt das Seehospital in seiner ganzen Herrlichkeit vor uns. Hochauftretende Wände, im Hintergrund als Abschluß der Vihengrat, Blauer Schnee, Schälben und Säntis. Wie Schwalbennester kleben die Alpküthen an den Längen. Steiler, immer steiler führt der Weg bergan. Nach 1 1/2 Stunden stetigen Steigens kommen wir an die Oberalpe, wo uns 4 Mulis begegnen, schwer belad. Sie holen Pro-viant für Meglisalpe und Säntishotel. Sicher schreiten die Lere auf dem schmalen Pfad, gewandt den Felsblöcken rus-sweichend. 10 Minuten bietet sich uns ein herrliches Bild. Fast senkrecht fallen mehrere hundert Meter tief ab und unten liegt in seiner ganzen Herrlichkeit der Seesalpe, in dessen kristallklaren Fluten sich die Berge spiegeln, ein Bild, wie man es herrlicher kaum zu sehen bekommt.

Lange verweilen können wir nicht. Ein schmaler Pfad, mühsam dem Felsen abgerungen, führt an schwindelnden Abgründen vorbei zur Meglisalpe, unserer heutigen Tages-ziel. Die Bergflora steht in schönster Blüte, der Wald ist längst hinter uns geblieben, denn wir befinden uns in 1800 Met. Höhe. Auf der schmalen Grasnarbe an den Hängen blühen Arnika, Bergnelken, Schlüsselblumen, Berganemo-nen, Enzian, Alrausch und Steinrösel. An den Wänden kleben krüppelartige Bergföhren, Laichensfelder drücken sich am Hang entlang. Wieder und immer wieder sprüht ein Wasserfall über Felsen und Hänge.

Die Abendsonne vergoldet die Spitzen von Altman, Fund-stein, Vihengrat und Säntis. Die Hirten treiben ihr Vieh in die Alpküthen. Mit eigenartig klagenden Lauten locken und rufen sie. Es hallt von Berg zu Berg, von Hang zu Hang und von überall her kommt Antwort. In den Bergen ist Feierabend. Es dämmt hier früh und sehr rasch kommt die Nacht. Meglisalpe haben wir erreicht, eine kleine Kirche, ein paar arbeitsige Hütten und ein Gasthaus liegen vor uns. Nach dem Abendbrot geht es früh in die Federn, um am Morgen für den weiteren Aufstieg frisch zu sein.

Um 11 Uhr in der Frühe ist Tagewacht. Neugierig schauen wir zum Himmel, wo die Sterne allmählich verschwinden. Gott sei Dank steht es noch gut Wetter aus. Frühkonzert haben wir auch schon, ein Senne spielt sein „Schweizerörgel“, das er meisterhaft beherrscht. Unser Weg führt steil bergan, den

Vihengrat entlang. Die ersten Sonnenstrahlen spielen um die Gipfel und fern leuchtet der Schnee blutrot. Schwarz, mässig lehen die Wände aus. Ueber Stock und Stein geht es hin und wieder liegt Schnee. Nach 1 1/2 Stunden haben wir in 2000 Meter Höhe die Schneegrenze erreicht. Hier wird in einer Untertunshütte Tee gekocht, er schmeckt vorzüglich und einer stellt die Behauptung auf, es schmecke uns so gut, weil man nicht gezwungen ist, das zu essen, was die Frau gekocht hat. Vergdolen hocken auf dem nackten Gestein, eine Krähenart mit roten Füßen und gelben Schnäbeln. Eigen-artige Laute geben sie von sich, halb ein Pfeifen, halb ein heiseres Geschrei.

500 Meter Höhe haben wir noch zu überwinden. Schwer wird der Weg im Schnee, es geht nur langsam vorwärts. Aber herrlich ist der Blick in die Runde. Da, mit einemmal wogt und braust es, der Föhn treibt Nebelwolken zwischen die Berge. In unglaublich kurzer Zeit sind wir so in Nebel eingehüllt, daß wir keine zehn Meter weit sehen können. Immer noch steiler wird der Weg. Es gibt eiskalte Hände, wenn man, einen Hals suchend, bei einer Wandung in den Schnee greift. Aber alles wird überwunden und das Säntis-gasthaus in 2500 Meter Höhe erreicht. Ein eisiger Wind empfängt uns auf dem Gipfel, halb Schnee, halb Regen schlägt uns ins Gesicht. Der Bergbewohner sagt „es hat ein Nebelsojelen“. Wir drücken uns hinter einen Felsvorsprung und locken einen Tee, der nach dem beschwerlichen Aufstieg doppelt gut mundet. Für kurze Zeit verzieht sich der Nebel wieder und ein herrlicher Ausblick entschädigt uns reichlich für die Strapazen der Tour.

Beim Wetterwart halten wir noch Einzug, der jahraus-jahre in auf seinem Posten ist. Das Observatorium ist sehr interessant, aber besser Wetter machen, konnte der Wetter-wart auch nicht. Beim Abstieg schliefen wir uns einigen Schweizer Herren an. Der Weg führt über die feilschaltenden Schneehänge. Aber wozu eigentlich im Schnee stampfen? Wir legen uns auf den Hosenboden und fahren mit unheimlicher Geschwindigkeit ab. Die dralligsten Bilder kann man da sehen. Will einer bremsen, dreht es ihn herum und die Fahrt geht weiter oder er schlägt einige Farnelbäume. Ganz ungefährlich ist die Sache nicht, da immer wieder Fels-vorsprünge aus dem Schnee heraustreten. Eine Dame aus Bern, die schneidig die Abfahrt mitmacht, löst an einen Stein, wird herumgedreht und haut mir ihre Bergstiefel ganz unjanst an den Kopf. Nun fahren wir beide glücklich mit dem Kopf nach unten den Berg hinab, eine bange Mi-nute, die insofern heiter ausging, als wir uns plötzlich über-schlagen und zum Gaudium der übrigen Teilnehmer ein tolles Durcheinander von Armen, Beinen, Bergstöcken, Ruck-läcken und Schnee zu sehen war. In 20 Minuten war durch das Abfahren ein Höhenunterschied von 700 Meter über-wunden, zu dem wir beim Aufstieg Stunden brauchten. Der schönste Teil der Tour war zweifellos die Abfahrt.

Es ging schon wieder dem Abend zu, als wir über den Strich und den Seesalpe Wasserzauen erreichten. Die Heim-fahrt führte über die gleiche Strecke wie die Hinfahrt. Beim Aussteigen in Friedrichshafen grüßten Säntis und Altman über den See herüber. Ein Abschiedsgruß, ein kräftiges Berg-Heil und eine schöne Tour hatte ihr Ende gefunden.

Naturschutz im deutschen Wald.

Wir wollen aus unseren Wäldern nicht „Holzreservoir“ machen, wir wollen dem deutschen Walde sein ursprüngliches Wesen zu erhalten versuchen. Wir können das auch, ohne gleich an Schutzgebiete und bestgeordnete Natursdenk-malspflege zu denken. Es gehört nur etwas „Liebe zur Natur“ dazu.

Anbau ausländischer Holzarten im Walde dürfte kaum hierzu geeignet sein, wohl aber die Pflege und Erhaltung jahrhundertalter knorriger Bäume. In Gebieten, besonders in Ostdeutschland, die noch nicht gar zu sehr der „modernen“ Wirtschaft anheim gefallen, finden wir noch heute die herrlichsten alten Kiefern, oft an Wege-kreuzungen oder Waldeingängen. Diese zu erhalten, müßte jedes Forstmannes Ehrenpflicht sein. Gesund pflegen diese alten Recken meist nicht mehr zu sein, Specht und Schwamm haben dafür gesorgt, daß sie zur willkom-menen Wohnstätte unserer Höhlenbrüter geworden. Ein Vorteil für unsern Wald. Birgt doch so ein alter Baum oft mehrere Nester unserer so nützlichen Meisen und ge-währt auch unseren Käuzen willkommene Nistgelegenheit. Mit alten Bäumen anderer Holzarten ist es ein gleiches, ich erinnere nur an den wundervollen Anblick alter knor-riger Eichen oder Weiden an verumpften Bach- und See-rändern.

Aber nicht nur alte Bäume sind es, die den Wald und die Natur verschönern. Wir müssen es uns vor allem zur Aufgabe machen, auch Brüche, Moräste und Hochmoore zu erhalten.

Wie wundervoll wirkt inmitten eines Bestandes ein alter verumpfter Teich oder ein Moorloch. Kleinpost verbreitet seinen würzigen Duft und verschönt die Land-schaft mit seinen weißen Dolden. Der Gagelstrauch voll rötlicher Käthen ist nicht minder schön. Rote und grüne Moospolster bedecken den Boden und giftgrün schwimmt die Wasserpest auf sumpfiger Lache.

Auch hier verfolgen wir obendrein praktische Zwecke, wenn wir solche natürliche Wasserbehälter schonen. Die „moderne“ Richtung geht darauf hinaus, alles urbar zu machen, es wird entwässert und reguliert. Ist es wirk-lich ein Regulieren, wenn wir solche alte Moorlöcher ent-wässern? Reineswegs, es ist vielmehr ein höchst unzweck-mäßiger Eingriff in die Natur und eine Störung des Gleichgewichts derselben.

Solch alte Lächer sind Sammelbecken für Feuchtigkeit und sorgen dafür, daß der Grundwasserspiegel in richtiger



Säbe gehalten wird. In trockenen oder besser Dürrjahren, sind diese Wasserlöcher natürlich von ganz besonderer Wichtigkeit als Sammelbeden für Feuchtigkeit.

Verzins und Verbände zur Erhaltung und Pflege der Naturdenkmäler gibt es genug. Viel mehr als diese können wir Forstleute und Jäger dazu beitragen.

Wie wundervoll ist es, an lauen Frühlingsabenden dem wilden Jagdruf des Ahas zu lauschen, wie melodisch klingt das glöckchenreine — Klöng Klöng — des Kohlkraben

Bermischtes

Der Königsjohn im Armenhause. In Budapest verschwand kürzlich im Armenhause ein Mann, den die Register als Milan Kristich verzeichnet hatten.

Der junge Königsjohn wurde erst bei einem bulgarischen Edelmann aufgezogen, brach aber sehr bald seine Verbindungen ab, da das Leben, das sein Kreis führte, ihn mit Ekel und Abscheu erfüllte.

Ein alter Ochs. Im Landvolk sagt man bei jeder Gelegenheit: "Du alter Ochs!", wenn jemand etwas Unschickliches meint oder vollbracht hat.

Gewaltkuren. Als der Herzog Leopold V. von Oesterreich an einem kalten Wintertage zum Turnier in die Särenken ritt, glitt das Pferd auf dem hartgefrorenen Boden aus.

fauchtes Schlimmes von der langen Reise. Um seinen Körper instand zu setzen, den Strapazen eines Römerzugs gewachsen zu sein, ließ er sich von einem Arzt kurzerhand den Leib aufschneiden.

Zeppelinspende.

Die Herzen empor, Du deutsches Volk! Nun geht es um heilige Treue. Was der Alte in Friedrichshafen erkämpft, Wir müssen's erkämpfen auf's Neue.

Schloß Du in Frieden in Deiner Gruft, Du alter, begeisterter Streiter. Wir lassen Dein Werk nicht untergeh'n, Wir hoffen und bauen weiter.

Unsern Kindern komme ein neuer Tag! Was Deutschlands Rufm von uns fordern mag, Wir wollen es möglich machen.

Seite 2. Uebe.

Nr. 82 Unsere Rätsellecke.

Kreuzworträtsel grid with numbers 1-50 and some pre-filled letters.

Bedeutung der einzelnen Wörter. a) von links nach rechts: 1 Regel, 5 männlicher Vorname, 8 Nebenfluß der Donau.

Rätselsprung grid with numbers 1-50 and pre-filled letters.

Literarisches Rätsel table with categories: Döbel, Shakespeare, Gerhart Hauptmann, Heinrich v. Kleist, Brachvogel, Ibsen, Goethe, Grillparzer, Otto Ernst, Schönherre, Guplow, Hofmannsthal, Hartleben.

Neben jeden der obigen Dichter ist der Name eines seiner Bühnenwerke zu lesen. Die Anfangsbuchstaben nennen ein Drama von Sudermann.

Eine gemerkte Zahl zu erraten

Doch eine beliebige Zahl (bei einem guten Kopfrechner kann es auch ein Bruch sein) merken, 7 hinzufügen, das Ergebnis mit 3 multiplizieren.

Magischer Diamant grid and text: Tugend und Raster. O wohl dem Manne, der das Erste schätzt, Doch lehnen, der das Zweite stets begehrt.

Auflösungen aus voriger Nummer. Kreuzworträtsel: a) 1 Aroma, 4 Kraut, 6 Daran, 9 Darre, 10 Raquel.

Auf alle Sommerstoffe u. Sommerartikel als Woll- und Baumwoll-Musline, Voile, Crepe, Zephire, Waschseide etc.

Sommerkleider und -Blusen ^{weiß u. farbig.} Kinderkleidchen, Spielanzüge, Hütechen usw.

10-20% Rabatt

Alle übrigen Artikel sind im Preise, den billigsten Einkaufsmöglichkeiten entsprechend, sehr ermäßigt. Davon einige Beispiele:

116 cm. breit. Scharzzeug
Meter von 95 Pfg. an

gestreift Baumwollflanell
Meter von 65 Pfg. an

roh Stahltauch
Meter von 85 Pfg. an

weiss Hemdentuch
Meter von 65 Pfg. an

130 cm br. Damast, gestreift
Meter von Mk. 1,75 an

bei **Reinhold Hayer, Altensteig.**



Altensteig.

Gelegenheitskauf in Flaschenweinen

1925 er Oberhardter Rotwein	1 Str.-Flasche	0.90
1924 er Königsbacher	1 " "	1.00
1922 er Dürkheimer	1 " "	1.10
Malaga dunkel	3/4 " "	1.50
Malaga Gold, ganz alter	3/4 " "	2.00
Malaga " " "	1/2 " "	1.00

und Mk. 1,25

Flaschenpfand 25 Pfg.

Chr. Burghard jr.

Für die Einmachzeit

empfehlen

Ia. Pergamentpapier
von der Rolle
und
Salizyl-Pergamentpapier

W. Riekersche Buchhandlung Altensteig.

Werkzeuge für Holzbearbeitung! Söbel

für Schreiner, Zimmerleute, Küfer, Wagner u. Blaser.
Handsägen aller Art. Bands- und Kreissägen, Hand- und Maschinenbohrer, Stechbeitel, Bohrer, Bohrwinden, Feilen, Hämmer, Zangen, Schraubenzieher, Abziehsteine, Wasserwagen, Hobelbänke, Schraubzwingen und vieles andere
mit Garantie für beste Ware empfiehlt:

HENSSLER, Eisenwarenhandlung.

Garantiert prima selbstgemachte Suppen- und Gemüse-Eiernudeln

empfehlen
Carl Wolf, Brot- und Feinbäckerei.

Oberweiler.
Einen Wurf verschnittene,
aus Freffen gewöhnliche



verkauft am Dienstag Mittag
1 Uhr

Freig Lehmann.



Altensteig.
Einmachgläser
Eindunstgläser
in allen Größen
Weck-Gläser
Einmachtopfe
Eindunstapparate
billigst bei

Fick Riehler

Neo-Ballistol-Kleber-Armeeröl

D. N.-Pat. als Medizinisch. Dr. Herr. Pat.
für innerlichen Gebrauch von Mensch und Tier!
Desinfektion des gesamten Blutes und aller Organe:
Magen, Verdauungstractus, Galle, Leber, Milz, Blase,
Nieren, Gehirn, Altersbeschwerden usw. Schnelles Wohlbe-
finden, ohne jegliche Nebenwirkung, in Kapselform je 1/2, Dr.
100 Stück Mk. 5.50, 50 Stück Mk. 3.-, bei 200 franco. —
Geschmacklos. — Ballistol-Werkliteratur gratis und franko.
Chem. Fabrik F. W. Klever, Köln.

Packpapier

in Rollen und Bogen

weisses Einwickelpapier

für Abreißapparate
in allen Breiten

Rollen-Papier

zu Zeichenzwecken
für Möbelfabriken

empfehlen die

**W. Riekersche Buchhandlung
Altensteig.**

Der Kölner Dom in Gefahr!

Das hervorragendste nationale Kunstdenkmal auf deutschem Boden, das Wahrzeichen deutscher Einigkeit, ist bedroht. Sein Gestein hält nicht stand. Die Bauschäden werden täglich größer. Mit kleinen Mitteln kann nicht mehr geholfen werden, wenn nicht aus der bisherigen Absturzgefahr einzelner Teile eine Einsturzgefahr für konstruktiv wichtige Bauteile entstehen soll. Es handelt sich jetzt darum, ob wir das Nationaldenkmal am deutschen Strome erhalten oder verfallen lassen wollen.

Der Zentral-Dombau-Verein

ruff alle Kreise und Schichten des deutschen Volkes auf. Denn trotz der Not der Zeit ist die unverehrte Erhaltung des Domes eine Ehrenpflicht des ganzen deutschen Volkes, der es sich nicht entziehen kann, ohne sich selbst aufzugeben.

Tretet dem Dombau-Verein bei!

Unser Ruf geht zunächst an die Kölner, die den Dom in ihren Mauern bergen und stets seine opferfreudigsten Freunde und Hüter waren.

Aldann an die übrigen Rheinländer, denen Dom und Strom die untrennbaren ewigen Symbole der Heimat und des Glückes sind.

Schließlich an das ganze deutsche Volk, das sich dem treuen Wächter am deutschen Rheine gerade jetzt, wo er ihm wieder gesichert ist, in alter Liebe und neuer Begeisterung zuwenden wird.

Für den Vorstand des Zentral-Dombau-Vereins:

Karl Josef Kardinal Schulte, Erzbischof von Köln
Ehrenvorsitzender.
Reichsminister a. D. Dr. Frenken
Präsident.
Konsul Heier, Maus Kommerzienrat **Alfred Neven-DuMont** Geh. u. Oberbaaurat **Hertel**
stellv. Präsident. Schriftführer. Dombaumeister.
Kommerzienrat Dr. Ahn, Dompropst Dr. Middendorf, Erzdiozesanbaaurat Renard,
Jacob Schmitz-Valkenberg, Bankdirektor Wilhelm Schmitz.

Vorstehendem Aufruf schließen wir uns mit der Bitte an, recht zahlreich Mitglied des Zentral-Dombau-Vereins zu Köln zu werden. Kölner, Rheinländer, Deutsche, werdet alle Mitglied und helfet dadurch, den Kölner Dom zu retten!

Dr. h. e. Adenauer, Oberbürgermeister von Köln.
Dr. h. e. Fuchs, Oberpräsident der Rheinprovinz.
Dr. h. e. Horion, Landeshauptmann der Rheinprovinz.

Der Mindestbeitrag für Vereinsmitglieder beträgt Mk. 3.—. Beitrittserklärungen sind zu richten an das Sekretariat des Zentral-Dombau-Vereins e. V., Köln, Dombauhütte. Geldspenden und Mitgliedsbeiträge werden erbeten auf das Postcheckkonto des Vereins: Köln Nr. 53169.